

61. Ausgabe

April 2018

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S. 3 Lesetagebuch Januar bis März 2018 [Andrea Herrmann]
- S.10 Windkraftwerke [Karl Farr]
- S.11 Mutabor [Han Yu]
- S.13 Schweinebraten mit Rotkohl [Edda Gutsche]
- S.16 Sarah Rotblatt und ihre Tochter Binia [Holger Hartenstein]
- S.20 Bescheidenheit ist eine Zier [Eleonore Zorn]
- S.21 wenn die biene mit der blume [Dionysos P.]
- S.21 Die Kindessachen [Jordanis Paraskevopoulos]
- S.22 Schneewittchen [Manfred Kern]
- S.23 Root for You [Johannes Witek]
- S.24 Die Zaubereien des Schaffens. Das Hirtengedicht [Paweł Markiewicz]
- S.25 Cheritas [Paweł Markiewicz]
- S.26 Rezension: „Café Spontan“ von Thomas Schulz [Andrea Herrmann]
- S.27 Rezension: „Die Entdeckung der Langsamkeit“ von Sten Nadolny [Eleonore Zorn]
- S.28 Rezension: „Mord in Gordes – Kein Kriminalroman“ von Kathrina Redmann [A.H.]
- S.29 Rezension: „Seelenasyl“ von Gerd Egelhof [A.H.]
- S.30 Rezension: „Der Sklave und sein Händler“ von Wolfgang Sorge [Andrea Herrmann]
- S.32 Wettbewerbe [Andrea Herrmann]

Liebe Leserin, lieber Leser,

der Frühling startet nun endlich durch, die Veilchen blühen wieder! Und auch das Veilchen hat wieder mehr Inhalte als in den letzten Ausgaben.

Andrea Herrmann

Titelbild von Edda Gutsche.

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 3,50€ in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag) oder als E-Book erworben bei www.lulu.com.

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, D–70372 Stuttgart oder per E-Mail: veilchen@geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie kostenlos auf der Webseite:

www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Lesetagebuch Januar bis März 2018

In diesem Quartal drehte sich meine Lektüre rund um Wissenschaft und Kunst.

Ich habe „*Das Rosie-Projekt*“ von Graeme Simsion als Hörbuch gehört. Als Don sein Jackett in den Mülleimer wirft und durch den Regen nach Hause joggt, da musste ich fast weinen. Das ist eine sehr außergewöhnliche Liebesgeschichte: Ein Autist verliebt sich. Natürlich nicht so wie andere Menschen. Insbesondere weil er ja weiß, dass er nicht in Ordnung ist, ohne viel dagegen tun zu können. Daraus resultiert ein ständiges Gefühl der Unzulänglichkeit und das Wissen, dass Rosie ihn gar nicht gern haben kann. Sie hat ihm sogar gesagt, dass er als Partner nicht in Frage kommt. Und er hat ihr gesagt, dass er sie aus der Ehefrauwahl ausgeschlossen hat, weil sie die meisten der Kriterien auf seinem 11-seitigen Fragebogen nicht erfüllt. Aber letztlich irren sie beide.

Zunächst glaubt man, dass Don Tillman, Genetikprofessor und Autist, aus reiner Berechnung und Herzlosigkeit diese umfangreiche Kriterienliste erstellt, um die perfekte Frau zu finden. Dabei, das wird ihm und uns später erst klar, hatte sie eher das Ziel, jemanden zu finden, der ihn akzeptieren kann. Als er dann jedoch Rosie kennen lernt, die „schönste Frau der Welt“, die seine Schrullen mit Humor nimmt und ihm klar sagt, was sie will, da wirft er alle Checklisten über Bord. Er versucht sogar, sich zu ändern. Er stellt seinen gewohnten Speiseplan um und entrümpelt seinen Kleiderschrank. Er kauft sogar ein Jackett, um mit seiner Traumfrau teuer essen zu gehen. Er übt heimlich Sexstellungen. Er arbeitet an seinen sozialen Fähigkeiten und hat durch Rosie schon ganz viel gelernt.

Und dann, als er sie formvollendet darum bittet, seine Frau zu werden, läuft sie davon und lässt ihn stehen. Aus und vorbei. Es ist ihm wieder nicht gelungen. Er ist unzulänglich, kann keine Freunde und keine Partnerin finden. Immer wieder sieht er sich Liebesfilme an und ist enttäuscht darüber, dass sie bei ihm keine Gefühle auslösen. Er kann das mit der Liebe einfach nicht. Er ist nicht gut genug für Rosie. Dabei haben die beiden ein so aberwitziges Projekt miteinander durchgeführt!

Am Ende, das verrate ich jetzt schonmal, gibt es ein Happy End. Weil es eben nicht nur auf Jacketts, Äußerlichkeiten und Konventionen ankommt. Weil Rosie zu schätzen weiß, was Don für sie getan hat und dass er es ernst mit ihr meint. In seiner autistischen Schlichtheit ist er berechenbar und zuverlässig, und ganz bestimmt macht er ihr Leben reicher und verrückter. Dies ist ein schönes Buch über das Anderssein. Wie weit soll man sich für die anderen verstellen? Und was, wenn man dabei an seine Grenzen stößt? Don erkennt einfach nicht, wenn seine Kleidung unpassend ist, oder ein Satz nun gerade stört, verletzt oder das Thema verfehlt. Interessant finde ich seine Frage, ob es nicht im Grunde allen anderen Menschen auch so geht. Verstellen sie sich auch, um sozialkompatibel zu sein oder muss das nur er? Diese Frage ist berechtigt!

Zum Glück hatte ich den Folgeband „*Der Rosie-Effekt*“ auch hier. So konnte es nahtlos mit dem zweiten Band weitergehen... Allerdings machte der deutlich weniger Spaß. So viele Probleme! Rosie wird mehr oder weniger ungeplant schwanger und alle Leichtigkeit ist dahin.

Dabei fing es eigentlich ganz gut an. Rosie und Don sind nach New York gezogen, wo er an der Universität als Gastprofessor arbeitet und Rosie ihre Doktorarbeit fertig schreiben will. Der gute alte Gene, den seine Frau rausgeworfen hat, kommt noch als WG-Genosse dazu, und arbeitet an derselben Uni. Unter der Auflage, dass er sich von den Doktorandinnen fernhält. Stattdessen baggert er die Sekretärin an. Außer Gene haben Rosie und Don zum Glück noch einige andere Freunde, z.B. die Esslers, die sie bereits vorher in New York besucht hatten, um ihnen Genproben zu stehlen, und Dave aus der Kneipe. Dieser wiederum macht Don mit George bekannt, dem Rockstar.

Don Tillman ist anders als andere Menschen und fällt damit immer wieder negativ auf. Vor allem am Flughafen. Aber nicht nur dort. Unter anderem mag ihn der Vermieter nicht mehr. Gar nicht. Aber zum Glück kann George ihm und Rosie seinen „Bierkeller“, eine wunderschöne Dreizimmerwohnung mit Biergeruch, als Wohnung überlassen. Auch seinen Nebenjob als Barkeeper verliert Don schnell wieder.

Ganz unglückliche Folgen hat sein Zusammenstoß mit der Sozialarbeiterin Lydia beim Abendessen mit den Esslers, wo er ein Blauflossenthunfischsteak bestellen will. Das ist ökologisch nicht korrekt und überhaupt ist Don total unsensibel. Das streitet er ja gar nicht ab. Nur leider stellt Lydia nun auch in Frage, dass er ein guter Partner sein kann, insbesondere nachdem er sich auf einem Kinderspielplatz verdächtig gemacht hat. Dabei waren das nur Recherchen für sein Vaterprojekt. Rosie ist doch schwanger und da will er sie so gut es geht unterstützen! Lydia nimmt Don nun in Ausübung ihres Berufes als Sozialarbeiterin in die Zange, und er zweifelt mehr und mehr an sich. Er versucht, seine emotionalen Defizite auszugleichen, indem er sich einarbeitet in Themen wie „Ernährung während der Schwangerschaft“, was dazu führt, dass Rosie sich bevormundet fühlt. Er übt sich – zunächst an einem Kalb – in Geburtshilfe. Er nimmt an einem Forschungsprojekt über Babies teil, um sich fortzubilden. Doch all dies scheint nicht genug zu sein. Niemals wird er gut genug sein!

Rosie sieht das auch so und trennt sich von ihm. Sie will nach Australien zurück. Das Flugticket ist gebucht und kann nicht zurückgegeben werden. Don kauft sich auch ein Ticket, lässt sich den Platz neben Rosie geben und versucht sie zum Bleiben zu überreden. Vergeblich. Doch aussteigen darf er nun auch nicht mehr. Er verhält sich allerdings derart verdächtig, dass sich die Flugsicherheit mit ihm befasst und das Flugzeug umkehren muss. Rosie bleibt noch eine allerletzte Nacht in New York und fliegt dann eben morgen. Allerdings findet sie dann Hinweise darauf, wie intensiv sich Don mit der Entwicklung des Embryos beschäftigt hat. Und dann wird beim Institutsball ein Video gezeigt, wie Don im Forschungsprojekt mit einem Baby spielt. Das rührt Rosie und zerstreut ihre Vorwürfe. Sie hatte gar nicht mitbekommen, wie sehr Don auf seine rationale Art an ihrer Schwangerschaft Anteil genommen hatte. Seine Distanziertheit entstand nur daraus, dass sie ihm immer wieder sagte, er solle sie in Ruhe lassen, was er dann auch tat.

Dass Rosie und Don gut zusammenpassen, wird durch diese Geschichte noch klarer. Besonders Rosies Kosten-Nutzen-Rechnung, die ihre Trennung von Don motivieren soll, ist doch eigentlich recht donmäßig. Nur leider hat sie sich dabei verrechnet! Die Formel stimmt nicht! Auch dass sie sich vor Don verkroch, zeigt, dass sie seinen emotionalen Abstand wollte und sogar einforderte. Don mag ja nicht die richtige „emotionale Konfiguration eines Vaters“ haben, aber er gibt sich Mühe. Er hilft gerne anderen. Und ihm wird klar, dass gar nicht die

Beziehung zum Baby ihn verwirrt, sondern die neu hinzukommende Komplexität der Dreierbeziehung Don-Rosie-Baby. Am Ende finden sie auf ihre typisch nerdige Art einen Namen für den Sohn: Hudson. Ob HUD nun als Akronym für „humanes unfertiges design“ steht oder doch für etwas Schöneres, das muss dann nicht mehr geklärt werden. Happy End!

Jay ist ebenfalls irgendwie fehl am Platz, und zwar im Wilden Westen. „*Slow West*“ ist ein Western-Film, aber letztlich ein Gleichnis auf unsere Welt. Könnte nicht auch in unserer Welt jederzeit unter jedem Stein ein Halunke hervorspringen? Wer ist noch nie morgens in Unterwäsche auf der Prärie aufgewacht und musste erkennen, dass der freundliche Gefährte von gestern mit allen seinen Sachen durchgebrannt ist?

Die Welt in diesem Film ist auf recht banale Art brutal. Man tötet oder wird getötet. Manche verdienen damit ihr Leben, andere erschießen mit zitternder Hand den Ladenbesitzer wegen ein paar Konservendosen.

Jay, ein sensibler britischer Jüngling, Sohn eines Lords und einer Lady, gebildet und idealistisch, ist völlig fehl am Platz hier. Ein Wunder, dass er überhaupt so weit gekommen ist. Als er seinen Revolver braucht, erfüllt er seinen Zweck nicht. Schließlich findet Jay einen Beschützer. Elias begleitet ihn nicht nur wegen dem, was Jay ihm für den Schutz bezahlt, sondern auch wegen der Aussicht auf das Kopfgeld, das er für Jays Rose erhalten wird. Jay ist nämlich unsterblich in Rose verliebt, die mit ihrem Vater in die neue Welt geflüchtet ist. Und Jay führt den Kopfgeldjäger direkt zu ihr.

Das Ende ist traurig und bitter. Und man muss vermuten, dass das Schießen nicht darum aufhört, weil zwei beschließen auszusteigen und eine Familie zu gründen. Ihr Haus steht zu exponiert mitten auf der Ebene, und das Kopfgeld existiert noch immer. Aber vielleicht kommen sie auch durch. Immerhin haben sie alle diejenigen getötet, die zu viel wussten. Man würde ihnen die Idylle wünschen.

„Die Chinesen sind schuld“, sagt der Wissenschaftler in „*Young World – Die Clans von New York*“ von Chris Weitz. Hätten die Chinesen nicht an dieser Biowaffe geforscht, dann hätten es auch die Amerikaner nicht getan, und dann wäre auch der Virus nicht aus dem Labor entwischt und so weiter. Dann wäre in New York nicht die gesamte Zivilisation untergegangen, als alle Erwachsenen und alle Kinder starben. Die neuartige Biowaffe tötet alle, außer Teenager, die durch ihre Hormone geschützt werden. Doch der 18te Geburtstag bringt das Aus. Die Krankheit schlägt zu und tötet innerhalb weniger Stunden.

Es ist eine zerstörte Welt, in der die Jugendlichen von New York „zwei Jahre, nachdem es passiert ist“ leben: Die sterbende Zivilisation hatte es nicht mehr geschafft, die letzten Leichen zu beerdigen, die Straßen frei zu halten, überhaupt hinter sich aufzuräumen. Stattdessen hat der letzte Zoowärter die Tiere freigelassen, in den Apotheken kam es zu Schießereien und niemand bereitete die Jugendlichen auf ihr weiteres Leben vor. Sie wussten nicht, wie man die Stromerzeugung am Laufen hält, Erdöl importiert oder Kleidung herstellt. Die Jugendlichen bewohnen die leeren Wohnungen, ernähren sich von den Resten aus den Geschäften und bauen im kleinen Stil Obst und Gemüse in den Parks an. Die Zivilisation ist zusammengebrochen, ihre Ruinen werden heruntergewohnt. Geld ist nichts mehr wert, gehandelt wird wieder durch Tausch. Oder man bestiehlt einen anderen Clan.

Überhaupt verändert das Leben mit dem nahen Tod vor Augen die Sicht auf vieles. „Warum nicht?“ lautet die neue Devise. Jeder hat Sex mit jedem. Selbst für einen Mord wird man nicht mehr bestraft. Darum können in dieser Welt nur die Bewaffneten überleben. Vieles von zuvor

wurde unwichtig: Make-up, Facebook, Bildung. Stattdessen zählen nun Kalorien, Vitamine, Medikamente, Patronen.

Die Jugendlichen schließen sich zu bewaffneten Clans zusammen. Unsere Helden stammen vom Washington Square Garden und leben in einer Art kommunistischer Gemeinschaft, wo alle das wenige teilen, das sie haben. Jeder tut das, was er kann. Der kluge Brainbox bastelt Batterien, Donna versorgt die Kranken (notfalls mit Sekundenkleber und Plastikfolie) und Washington ist der „Generalissimo“, der Anführer des Clans. Als er am Tag nach seiner 18ten Geburtstagsparty an der Krankheit stirbt, vererbt er das Amt an seinen jüngeren Bruder Jefferson.

Eine kleine Gruppe macht sich auf zu einer Expedition in eine Bücherei: Jefferson, Donna, Brainbox, Seethrough und Peter. Sie suchen dort nach einem Fachartikel, der den Virus behandelt, an dem ihre Eltern gestorben sind. Dort begegnen sie einem Clan, der in priesterlicher Gemeinschaft die Bücherei pflegt und ihre seltsamen Kulte. Entsetzt stellen unsere Helden fest, dass sie an Kannibalen geraten sind.

Den blutbefleckten Artikel können sie auf ihrer Flucht mitnehmen. Er verrät ihnen, dass auf Plum Island an einem solchen Virus geforscht wurde, in einer Forschungsstation für Tierseuchen und biologische Kriegsführung. Plum Island wäre „davor“ eine zweistündige Autofahrt entfernt gewesen. Nun liegt eine abenteuerliche Reise vor ihnen, immer durch feindliches Gebiet. Dabei stellen sie fest, wie verschieden sich andere Teenager in anderen Vierteln organisiert haben.

Uptown haben die reichen Kids aus den Privatinternaten es geschafft, eine hoch zivilisierte Gesellschaft zu errichten, mit einem staatlichen Monopol auf die Herausgabe von Geld, Stromerzeugung und Steuereintreibung. Hier herrschen Wohlstand und Sicherheit, hier gibt es Handel und eine funktionierende Infrastruktur, die durch Staatsangestellte geschützt werden. Erst auf den zweiten Blick bemerken sie, dass hier sehr vieles nicht stimmt: Hier leben nur Weiße, und Frauen haben keine Rechte. Wenn sie es sich finanziell leisten können, dann mieten sie sich einen Leibwächter, ansonsten sind sie Freiwild. Auf Geldfälschung steht die Todesstrafe und in einem Käfig kämpfen Menschen und Tiere auf Leben und Tod. Die Schwachen, v.a. die jungen Mädchen, verstecken sich unter der Erde und leben in den U-Bahn-Schächten.

Unsere Helden erleben in Uptown und in den U-Bahn-Tunneln die Hölle. Sie durchqueren dann einen Park und schlagen sich in einem Museum mit einem Eisbär. Einer von ihnen überlebt das nicht.

Ausgerechnet in Harlem ist alles sauber, ordentlich und gebügelt. Die schwarzen Jugendlichen, vermutlich auch vor der Seuche schon zum frühen Erwachsenwerden gezwungen, haben sich organisiert mit Polizei und Streifenwagen und einer Waffenfabrik. Sie planen, die Stadt zu übernehmen, sobald sie genügend Pistolen erzeugt haben. Ob dies ein erstrebenswertes Ziel ist, wenn man ohnehin schon bald stirbt, oder ob es gerade darum Sinn macht, weil man wenig zu verlieren hat, diese Diskussion wird nicht entschieden.

Unsere Helden können Solon, den Anführer des Harlemer Clans, dazu überreden, ihre Expedition zu unterstützen. Nun kommen sie schneller voran, nämlich auf einem Schiff. Allerdings werden sie von drogensüchtigen Kinder-Piraten gekapert und entführt. Sie begegnen nun dem „alten Mann“, einem Mythos ihrer Zeit. Durch eine hormonelle Anomalie ist er als einziger Erwachsener nicht gestorben und forscht nun an einem Gegenmittel. Er macht Experimente an Menschen, an Jefferson, um konkret zu sein. Brainbox sagt: „Das ist ein gutes Zeichen. Versuche am Menschen sind immer der letzte Schritt.“ Zum Glück überlebt

Jefferson die absichtliche Infizierung mit der Krankheit, das Serum wirkt. Und dann, als sie es gerade selbst geschafft haben, taucht ein Hubschrauber auf. Die Erwachsenen sind wieder da! Einerseits freut man sich ja, dass die Jugendlichen nun doch eine Zukunft haben. Doch welche Art von Zukunft? Zwei Jahre Überlebenskampf lassen sich nicht einfach vergessen.

Die Geschichte enthält auch drei Liebesgeschichten, von denen zwei leider kein glückliches Ende finden. Wie normale Teenager ringen unsere Helden mit Zuneigung und Angst vor Zurückweisung, mit Unsicherheit und verpassten Chancen.

Die Geschichte wird abwechselnd aus der Sicht von Jefferson und der von Donna erzählt, was meiner Meinung nach sehr gut funktioniert. Spannender Lesespaß für Jugendliche und Erwachsene.

Mit „*Grimms Morde*“ hat Tanja Kinkel einen historischen Krimi geschrieben, der im Kassel von 1821 spielt und mehrere Größen der deutschen Literaturgeschichte zusammenführt, nämlich die beiden Brüder Jacob und Wilhelm Grimm sowie Jenny und Annette von Droste-Hülshoff. Diese kannten einander tatsächlich, doch der beschriebene Mord hat zum Glück nicht stattgefunden. Bei der Leiche einer ehemaligen Fürstenmätresse wird ein Zitat aus einem Märchen gefunden, das in den „Grimmschen Hausmärchen“ abgedruckt wurde. Nun muss diese Spur nicht zwangsläufig zu den Herren Hofbibliothekaren führen. Jedoch ist genau dieses Märchen kein Allgemeingut der deutschen Märchentradition, sondern wurde von den Droste-Schwestern eigens für dieses Buch erfunden. Man könnte auch sagen: „gefälscht“. Somit ist klar, dass sie auch die Vorlage für diesen grausamen Mord geliefert haben. Schleunigst reisen sie nach Kassel, um den Grimms beizustehen. Mit Charme und Scharfsinn machen sich die beiden Schwestern an ihre Nachforschungen in Adelskreisen, während ein weiterer Mord passiert. Außerdem wird Jacob Grimm niedergeschlagen und Annette beinahe von einer Kutsche überfahren. Zuletzt kommt es zu einem Showdown in einer Bibliothek, wo Annette um ihr Leben kämpfen muss. Doch es siegt die Gerechtigkeit.

Der Hintergrund der Verbrecherjagd dient hier dazu, die damalige Zeit wieder aufleben zu lassen, als gerade Napoleon und seine Familie Deutschland wieder den Deutschen überlassen musste und man hinterher diskutiert, wer denn nun ein Landesverräter gewesen ist, ein Kollaborateur mit den Franzosen, oder doch eher ein Held. Ein wichtiges Thema sind auch die von den Franzosen gestohlenen und nur teilweise zurückgegebenen Kunstschatze. Auch die eine oder andere zarte und hoffnungslose Liebesgeschichte entspinnt sich. Bis fast zuletzt bleiben wir gespannt, welche Intrige man Annette damals in Bröckendorf gespielt hat. Untermalt ist die spannende Handlung mit Zitaten aus Märchen und Annettes Gedichten.

Tanja Kinkel gelingt es mal wieder, den Leser in eine andere Zeit zu versetzen, und dank ihrer gründlichen Recherchen die alten Zeiten authentisch lebendig werden zu lassen.

Stillere Töne schlägt „*Das Lavendelzimmer*“ von Nina George an. Hier nehmen sich die Menschen Zeit für ihre Gefühle, für Heilung, Findung, Liebe, Verzeihen. Jean Perdu ist Buchhändler in Paris. Er verkauft seine Bücher als Medizin und nennt seine Buchhandlung darum auch gerne eine „literarische Apotheke“. Diese Apotheke schaukelt gemütlich auf einem Lastkahn auf der Seine, wo das eigentlich fahrtüchtige Schiff fest vertäut liegt. Zu ihm kommt regelmäßig der junge Autor Max, dessen Erstlingswerk ein Bestseller wurde, dem aber

nun die Ideen für das zweite Buch fehlen. Er befürchtet, sein Erfolg sei nur ein „One-Night-Stand der Literatur“ gewesen. Der empfindsame junge Mann trägt ständig Ohrenschützer. Zu Hause, im Haus Nr. 27 in der Rue Montagnard, lebt Jean Perdu in seiner spartanisch eingerichteten Wohnung, denn alle Möbel hat er zerschlagen und das schönste Zimmer, das Lavendelzimmer, bleibt seit 20 Jahren abgeschlossen. Doch nun zieht Catherine gegenüber ein, die von ihrem Mann zuerst betrogen und dann verlassen wurde. Sie hat keine Möbel, nichts. Darum legen die Nachbarn zusammen und Jean spendet einen Tisch, einen Küchentisch. In dessen Schublade entdeckt Catherine einen verschlossenen Briefumschlag. Jean weigert sich, das Schreiben zurück zu nehmen, zu öffnen, zu lesen. Es stammt von seiner früheren Geliebten Manon, die ihn zum Abschied an ihn schrieb. Vermutlich steht sowieso nur das Übliche darin. Doch Catherine zwingt Jean dazu, den Tatsachen in die Augen zu sehen und diese sind schrecklich. Manon schreibt hier, dass sie todkrank sei und bald sterben würde, und bittet Jean um einen letzten Besuch bei ihr in der Provence. Und er, der Beleidigte, der Verletzte, der Unnachgiebige, hatte ihren letzten Wunsch verweigert. Sie starb ohne seinen Trost!

Jean ist erschüttert und seine Schuld gibt ihm die Kraft, die Leinen zu kappen. Die Lulu, das Bücherschiff, legt ab, der Motor läuft und treibt das Schiff Richtung Süden. Doch Jean fährt nicht allein. Nicht nur seine beiden Katzen reisen mit, sondern Max gelingt es durch einen beherzten Sprung aufs fahrende Schiff, sich an Jean dranzuhängen. Unterwegs finden die beiden noch zwei weitere Weggefährten, ebenfalls Liebhaber feinsinniger Bücher. Und so geht es auf der Reise um Literatur, um das Leben, um Gefühle, und natürlich wird der Leser durch farbige Formulierungen, Wortschöpfungen und treffende Wortwahl beschenkt. Bedeutungen und deren Nuancen werden enthüllt.

Bei dieser Suchwanderung sucht Max eine neue Geschichte, Jean sucht das Verzeihen und nebenbei den anonymen Autor eines bestimmten Buchs. Die Fahrt von Paris in die Provence dauert lange, da wird unterwegs gekauft und verkauft, Freunde und Flirts gefunden, gelebt und gestorben. Zuletzt werden alle fündig. Nebenbei beginnt Jean Perdu an der Arbeit zu seiner „Enzyklopädie der Gefühle“. Auch hier geht es nicht nur um Freud und Leid, sondern um die Nuancen des Glücks und die Nuancen des Schmerzes. Da gibt es Enkelglück, Pastetenglück, die Freude an guten Büchern und an Freunden.

Hier ist der Weg das Ziel, aber das ganze Leben scheint ein Weg zu sein. Jean, dessen Entwicklung zwanzig Jahre lang stehen geblieben war wie eine Uhr, der zwanzig Jahre lang vor Selbstmitleid nicht gelebt hatte, dessen Herz tickt jetzt wieder richtig.

Der Roman wirkt etwas märchenhaft, denn hier scheinen nur gutwillige, freundliche Menschen zu existieren, trotz aller Strafzettel und Fausthiebe. Also genau das Umfeld, das die Seele zum Heilen benötigt.

Von der Literatur zur Musik: „*Virtuosity – Liebe um jeden Preis*“ von Jessica Martinez behandelt ein für die heutige Jugend sehr wichtiges Thema: Leistungsdruck. Die siebzehnjährige Carmen aus den USA und Timothy aus Großbritannien gelten als die beiden Favoriten bei einem wichtigen internationalen Wettbewerb für Nachwuchsgeiger. Beide sind bereits international bekannte Stars, und Sieg oder Niederlage entscheiden über ihre weitere Karriere. Die beiden Teenager treibt jeweils eine ganz andere Motivation an: Timothy braucht das Geld für seinen behinderten kleinen Bruder und für seine Familie. Außerdem fühlt sich für ihn das Spielen an wie Fliegen. Carmen dagegen wird von ihrer Mutter angetrieben, die aus gesundheitlichen

Gründen früh ihre Karriere als Sängerin aufgeben musste. Beim ersten Auftreten von Lampenfieber beginnt sie, ihre Tochter mit Tabletten aufzuputschen.

Als Carmen Timothy kennen lernt, erkennt sie, dass ihr durch die Beruhigungsmittel nicht nur die Angst, sondern auch ihre Gefühle und ihr Temperament verloren gingen. Sie beginnt auf eigene Faust einen Entzug. Während sie gleichzeitig darum kämpft, ihre Freude an der Musik wiederzuerlangen, und ihre Mutter sie durch die letzten zwei Wochen vor dem Wettbewerb peitscht, lernt Carmen Timothy immer besser kennen. Ihre Mutter hatte sie gewarnt, dass der Konkurrent ihr nur den Kopf verdreht, damit sie am Ende beim Wettbewerb versagt. Und sie scheint Recht zu behalten: Timothy bittet Carmen, absichtlich zu verlieren. Er braucht das Preisgeld und die Geige, die es zu gewinnen gibt, ganz unbedingt für seine weitere Karriere. Sie dagegen besitzt doch bereits eine über eine Million teure Geige, die die reiche Familie ihres Vaters gekauft hat. Carmen ist entsetzt. Niemals wird sie absichtlich verlieren! Sie will auch die Beste sein, sie will gewinnen!

Zuletzt kommt alles ganz anders als erwartet. Timothy gelang nicht einmal in die Endausscheidung. Morgen sollen die drei Finalisten gegeneinander antreten. Doch in der Nacht findet Carmen ein schreckliches Geheimnis heraus, das das Blatt völlig wendet und alles für sie in Frage stellt. Sie trifft eine folgenschwere Entscheidung. Und zuletzt bleibt die Botschaft: Sie kann ihr Leben lenken. Sie entscheidet, ob sie Tabletten nimmt oder nicht, wen sie liebt oder nicht, ob sie die Musikhochschule besucht oder nicht, ob sie spielt oder nicht. Es ist ihr Leben. Dank ihrer Begabung stehen ihr immer noch viele Möglichkeiten offen und der nicht gewonnene Wettbewerb bringt gar nicht das schreckliche Ende, das alle ihr angedroht hatten. Vor allem aber hat sie die Liebe gefunden.

Die Autorin, Jessica Martinez, war selbst Orchestermusikerin und gab Geigenunterricht. Sie kennt also die Szene gut, über die sie schreibt. Und das merkt man. Ich musste auch schmunzeln, als Carmen und Timothy feststellen, dass das, was sie tun, nur für 2% der Bevölkerung überhaupt interessant oder wichtig ist, dass sie gar nicht für die ganze Welt Stars sind. Der Rest der Welt hört nie klassische Musik. Dieser Widerspruch wurde von der Autorin sehr schön erfasst. Darum ist es wohl kein Zufall, wenn die beiden Musiker sich ineinander verlieben, weil sie nicht nur die Liebe zur Musik teilen, sondern auch ihre besonderen Lebensumstände.

Kurz und gut: ein feinfühliges Buch, das gekonnt den Kitsch vermeidet, und stattdessen die ganz normale Dramatik des Lebens an der Spitze widerspiegelt.

Nicht dass Sie jetzt glauben, das Buch sei nur interessant für Wunderkinder. Jeder von uns kennt doch die Botschaft: „Du bist nicht gut genug!“

Andrea Herrmann

Windkraftwerke

Es war Nacht und er wollte aus dem Nachbardorf in den Ort, wo er jetzt lebte. Er hatte den letzten Bus verpasst und musste zu Fuß nach Hause. Er war erst vor Kurzem hierher gezogen. Hier im Dorf hatte er einen Freund besucht.

Zum Glück hatte es aufgehört zu regnen und nur ein kühler Wind wehte über die Wiesen und brachte einen frischen Grasgeruch mit sich. Das Pflaster glänzte nass im Licht der Straßenlaternen.

Er kam jetzt durch einen kleinen Ort und sah einen Mann vor seinem Haus, dessen Außenbeleuchtung brannte. Er fragte nach dem Weg und bat um ein Glas Wasser.

Der Mann erklärte ihm, wo er entlang musste, und holte das Getränk. Der andere bedankte sich, verabschiedete sich und ging weiter.

Er marschierte jetzt auf einem Betonweg, der links und rechts durch Äcker und Felder gesäumt war. Bald tauchten die Türme von Windkraftwerken auf. Er konnte sie trotz der Dunkelheit gut ausmachen. An manchen blinkte an der Kanzel ein rotes Licht, wohl um tief fliegende Flugzeuge zu warnen.

Je näher er kam, umso lauter hörte er das Surren der Propeller. Es war unheimlich im Dunkeln der Nacht. Schließlich kam er näher. Er hatte bald das Gefühl, durch eine riesige Halle zu gehen, begleitet durch die Geräusche der Propeller.

Dann hatte er das Ganze passiert. Er nahm noch wahr, dass der Propeller des letzten „Growian“, wie er sie nannte, stillstand. Vor ihm tauchten die Lichter des Heimatortes auf. Er beschleunigte noch einmal seinen Schritt und stand schließlich vor seiner Haustür, die er schnell aufschloss. Rasch begab er sich in das Innere des Hauses. Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, atmete er noch einmal tief durch.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Mutabor

Es war noch früh am Morgen. Zärtlich schweifte der Blick des alten Mannes über die Weite der Bucht, deren ferne Inseln er nicht mehr erkennen konnte, nicht wegen des Dunstes sondern der Schwäche seiner Augen geschuldet. Aber er kannte deren Position genau, war er doch schon als Knabe mit seinem Vater dorthin zum Fischen hinausgefahren.

Hinter sich vernahm er das leise Gebimmel der Glöckchen, die die Ziegen um ihre Häse trugen, auf der Suche nach der kärglichen Nahrung, die ihnen das felsige Hinterland bot. Der anlandige aber dennoch trockene Wind wehte mal sanft säuselnd, dann wieder plötzlich wütend an seinen Hosenbeinen zerrend. Bienen summten um den hochgewachsenen Sommerjasmin. Der Klang der Heimat.

Er ging hinunter ins Städtchen. Ein Bauer kam auf seinem Weg an ihm vorbei. Man grüßte sich freundlich. „Kali mera sas.“ – „Kali mera sas.“

Die gewundenen Gässchen führten ihn zum Hafen, zwischen den dicht zusammengedrängten Häusern hindurch, wo ein paar Kinder herumsprangen, wo blaue und grüne Wellensittiche in ihren Käfigen vor den Eingangstüren um die Wette plapperten. Die Glöckchen waren verstummt, verdrängt vom Geplärre eines Radios aus der Bar, von dumpfen Schlägen Metall auf Metall dort von einem Schiff. Die Tochter des Wechselstubenbetreibers fuhr auf ihrem blökenden, roten Motorroller die Straße hinunter. Ein paar Fischerleute hievten Kisten gefüllt mit dem Fang der Nacht an Land. Die Gerüche von Seetang, Fisch und Motoröl, dem beißenden, blauen Qualm aus dem Roller und ein Hauch von Kaffeeduft rangen in seiner Nase um die Vorherrschaft.

Ein kleines, schlankes Boot hatte angelegt. Die hagere Gestalt, die es gesteuert hatte, kam die Stufen der Kaimauer herauf. Der Alte erinnerte sich vage, den Blondschoopf schon einige Male hier und andernorts gesehen zu haben. Nie hatte er sich näher für ihn interessiert, aber nun kam ihm die Situation seltsam vor.

Auf einmal stand der Fremde direkt vor ihm. Als ihn der seelenlose Blick aus den aquamarinblauen Augen traf, durchfuhr ihn ein heiliger Schauer, so dass ihm gänzlich der Atem wegblieb. Sogleich umgriff ihn ein langer Arm und steuerte ihn drängend auf den Kahn. Er wollte sich widersetzen, aber sein Körper folgte ihm nicht. Wie eine willenlose Puppe gehorchte er seinem Gebieter.

Sie standen beide im Boot, als es ablegte. Schwaden von weißem Nebel zogen plötzlich auf, wo gerade noch tiefblauer Himmel gewesen war. Es wurde schnell dunkler, die Sonne verschwand. Schließlich war es Nacht. Auch das Rauschen der Wellen, das Kreischen der Möwen am Ufer war gänzlich verstummt.

Der Alte geriet in Panik, seine Augen suchten hastig um ihn herum nach einem Halt. Er fand keinen. Er schlotterte voller Todesangst, wollte schreien, doch seine Stimme versagte. Alles Sträuben, alles Winden und Zappeln nutzte ihm nichts. Nach einer Weile fügte er sich in sein

Schicksal, bezwungen wie das Wildpferd beim Rodeo, ergeben wie der Vogel im Käfig, wie der Fisch im Netz.

Das Boot fuhr hinüber ins Andersland, wo keine Zeit mehr herrschte, wo niemand war, kein Licht und auch kein Schatten. Und der alte Mann war kein alter Mann mehr. Er war keine Person mehr. Er hatte sich aufgelöst.

Aber er hatte sich nicht in nichts aufgelöst, weil es das Nichts nicht gibt. Er hatte sich verwandelt.

Das ist der Triumph des Seins, dass kein Nichts es verschlingen kann, dass es ewig währt.

Han Yu

Seit 1952 auf diesem blauen Planeten ansässig, beschäftigt sich der Dipl.-Ing. Fachrichtung Luft- und Raumfahrttechnik in der vielen Freizeit, die er als Rentner nun hat, außer mit seiner Ehefrau und seinen vielen Freunden, die er vor rund 20 Jahren in einem Verein zur Pflege der Kunst und des Humors gefunden hat, literarisch mit dem Schreiben und Darbieten von Texten und Liedern für ebendiese. Philosophische wie tagesaktuelle Gedanken spiegeln sich in diesen wider.

Schweinebraten mit Rotkohl

Runde Geburtstage feiern die Rentner aus dem Kopenhagener Neubauviertel gewöhnlich im Klub. Da gibt es immer so nette Überraschungen und alles umsonst. Am letzten Montag war Grete an der Reihe und wurde siebzig. Der ganze Seniorenverein, das heißt vierzehn Frauen und sechs Männer, fiel gegen halb sechs wie ein Rudel ausgehungertes Wölfe in den geschmückten Saal ein und setzte sich an eine lange Tafel. An jedem Platz stand der obligatorische „Danebrog“ aus Papier, der sich mit seinem leuchtenden Rot vom weißen Tischtuch abhob. Grete thronte bereits am Kopfende der Tafel und trieb drei Serviermädchen an, die schon beim Ausschneiden des Aperitifs bewiesen, dass sie von Natur aus nicht die schnellsten waren. Die Herren der Runde hatten sich bereits morgens um zehn im Billardraum des Klubs zu einem gemeinsamen Frühstück eingefunden und auf Gretes Wohl einige Aquavit hinter die Binde gegossen. Sie waren gleich dort geblieben, um sich zum Geburtstagsessen im Saal nebenan nicht zu verspäten. Dort riefen sie nun ungeduldig durcheinander: „Bier her!“ – „Gibt’s den hier kein Bier?“ – „Hallo, Mädels, den Schnaps h-i-e-r-h-e-r!“

Punkt 18.00 Uhr kam endlich der große Augenblick: Die breite Flügeltür des Saales öffnete sich und hineingeschoben wurde das Buffet. „Das sieht ja aus wie in Schweden“, fand Jytte und näherte sich Lises Ohr. „In Schweden besteht ein Buffet aus 35 Gerichten!“ „Wo soll man denn das hin essen?“ fragte Lise. „Genau darum ging es neulich im Fernsehen. Der Koch hat gesagt, man soll nicht zuerst nach den Sachen greifen, die man zu Hause sowieso isst, sondern nach denen, die man nicht kennt.“ „Ja, das ist eine gute Idee“, meinte Lise. So richtig wohl war ihr dabei allerdings nicht, denn sie dachte an Quallen, Austern und Braunalgen.

Während die beiden Nachbarinnen plauderten, hatten die anderen bereits das Buffet gestürmt und balancierten ihre vollgeschaukelten Teller zurück zu ihren Plätzen. Sie vollbrachten trotz Aperitifs, Bier und erstem Weingenuss das Unmögliche: Nichts fiel daneben. Als die behäbige Jytte sich endlich in Bewegung setzte, hatte sich gerade eine neue Schlange gebildet, weil sich die ersten bereits mit Nachschlag versorgten. „Nun guck dir mal die Else an“, sagte Jytte beim Warten zu Grete, die hinter ihr stand, „kann die sich nicht eine neue Hose kaufen? Der Hintern hängt ihr ja schon in den Kniekehlen!“ „Sie hat doch vierzehn Kilo abgenommen, nachdem ihr Mann gestorben ist.“ Jytte blieb unerbittlich: „Wenigstens zu deinem Geburtstag hätte sie sich anständig anziehen können.“ „Sie behauptet, die Rente würde nicht ausreichen“, entgegnete Grete, „darum lädt sie sich auch reihum zum Kaffeetrinken ein.“ „Was macht sie denn bloß mit ihrer Rente?“ Grete zuckte mit den Schultern. „Zu Weihnachten kriegt sie bestimmt wieder Geld von ihren Kindern – für eine Hose im Ausverkauf.“

Nicht nur, dass ihr der Hosenboden nach unten gerutscht war, Else hatte auch sonst Schwierigkeiten. Ihre Hose machte sich permanent selbstständig und musste wieder hochgezogen werden. Teller und Salatschüsseln ließen sich so nicht befördern. Letzten Endes erbarmte sich Gunnar und bediente sie. Er bedauerte es bald, denn man tafelte vier Stunden lang. Nachdem die Geburtstagsgäste die kalten Entrées in Form von Lachs, Hering, Pasteten, Wachteleiern und Krabbensalat restlos verputzt und etliche Gläser Weißwein nachgespült hatten, gingen sie zum traditionellen Hauptgericht über: Schweinebraten mit Kartoffeln und Rotkohl. Jeder durfte davon essen, soviel er wollte. Ab und zu wurde das Gelage von einem Tischredner unterbrochen, der zum Schluss seiner Ausführungen allen zuprostitete und mehr oder weniger dafür mit Beifall bedacht wurde. „Wird hier denn gar nicht gesungen?“ fragte

Mona vom anderen Ende der Tafel. Ihre Frage ging unter im Geschwafel der Frauen. Es ging zu wie auf einem Hühnerhof. Grete wachte mit Argusaugen darüber, wer wie viel auf seinen Teller lud und wie oft Nachschlag holte. „Wo die Mädchen das bloß alles hin stopfen“, wunderte sich Hans und ließ seinen Blick über die gebeugten Häupter schweifen. Dann puffte er seinen linken Tischnachbarn in die Seite. „Als meine Frau noch lebte hat sie sich geschworen, nie wieder mit dem Klub zu verreisen.“ „So? Na-a!“ Der Nebenmann kaute unverdrossen weiter. „Wir waren doch vor drei Jahren in Polen, in Grz...“, berichtete Hans. „Ab acht Uhr gab’s Frühstück, um sieben saßen die ersten schon vor der Tür vom Speisesaal und quengelten. Um halb neun waren die Brötchen alle!“ „Was macht ihr auch solche Billigtouren nach Polen“, tönte es von rechts, gefolgt von einem kräftigen Rülpsen. „Na, hör mal!“ sagte Hans. „Unsere Leute haben alles eingeheimst! Die da drüben.“ Mit seinem grauen Lockenkopf deutete er auf Kaspar und Jette, das einzige Ehepaar der Runde. „An jeder Autobahnraststätte sind die beiden im Bus sitzengeblieben, ganz hinten natürlich, und haben sich ihre polnischen Brötchen geschmiert. Dazu gab’s Hotelkaffee aus unerschöpflichen Thermokannen, weil ihnen der Kaffee im Bus für fünf Kronen zu teuer war. Und jetzt mampfen sie wieder wie die Scheunendrescher!“ „Wenn jemand aus dem Klub Geburtstag hat, kriegt Kaspar schon drei Tage vorher nichts mehr zu essen“, wusste der rechte Tischnachbar von Hans. „Ha, ha, ha“, wieherten die anderen.

„Ich will ja nichts sagen, aber Mona hat auf unserem Weihnachtsbasar noch nie etwas gekauft. Dabei kommt der Erlös doch uns allen zugute. Und jetzt schiebt sie ein, als wäre morgen Weltuntergang. Viermal hat sie sich schon Schweinebraten nachgeholt!“ – Grete schien sich zu ärgern. Doch als die neue Prosit-Runde begann, war Monas Fresslust vergessen. Gunnar rezitierte zu Ehren der Jubilarin ein Gedicht mit vierzehn Strophen. Er hatte siebzig machen wollen, war aber nach der vierzehnten in Tiefschlaf gesunken. Nun lallte er so sehr, dass keiner richtig verstand, was er sagte. Die Männer verlangten nach Bier, die Frauen nach Wein. Rotwein hier, Weißwein dort. Doch die Rufe nach immer neuen Getränken gingen bald unter im „Hoch-soll-sie-leben!“ Die drei Serviermädchen waren längst wach und rannten wie um ihr Leben. Jytte rückte sich ihre apfelgrüne Boa zurecht und erhob sich. Dabei fiel ihr Stuhl um. „Schweinebraten schaffe ich nicht mehr, aber eine Portion ‚braune Kartoffeln‘ geht noch rein“, verkündete sie und rollte ab in Richtung Buffet.

Das üppige Mahl forderte erste Opfer; die Flaschen mit dem Magenbitter gingen um. Knut ließ seine siebente Dose Bier unberührt stehen und nickte im Sitzen ein. Die Frauen bestellten immer wieder neuen Wein. „Ich kann nicht mehr“, prustete Jette und machte sich über ihren dritten Nachschlag her. „Heute kostet es ja nichts“, sagte Kaspar. „Nein“, pflichtete Jette ihm bei, „es wär doch schade, wenn was übrig bliebe.“ Die Anwesenden aßen und aßen. Nichts passte mehr in die Mägen, aber sie stopften tapfer weiter. Hans hustete sich dreißig Zigaretten von der Lunge und stimmte ein Lied an. Alles stand auf und rührte mit. Dann wurden ein Prosit auf die Gemütlichkeit und ein paar Flaschen Kognak geschmettert. Mit Kaffee und diversen Torten. Merete, von Grete boshaft als „Bauernmutter“ bezeichnet, lud sich gleich drei Stück auf. Einige weibliche Gäste meinten, sie hätte keinen Anstand. Rechts neben Jytte knallte es leise, aber verdächtig. Katrine, eine füllige Mitsechzigerin, sah sich schuldbewusst um. „Das war die Rückennaht!“ Jytte stand auf, hielt sich an Katrines Stuhllehne fest und besah sich den Schaden. „Kann ich dir reparieren!“ brüllte sie Katrine ins Ohr. „Ich bin nicht schwerhörig“, brüllte diese zurück, „und außerdem will ich nicht wieder fünf Wochen warten, bis ich die

Sachen zurückkriege!“ Jytte wollte gerade etwas entgegenen, da stimmte der Chor „Katrinchen-Katrinchen“ an, und der Frieden war wiederhergestellt.

Else hatte inzwischen versucht, sich bei Gunnar auf den Schoß zu schwingen, doch der wehrte sich mit einem vollen Sachelöffel. Die anderen Männer wollten nun Dankesreden halten und sprachen alle zugleich. Es nutzte nichts – sie wurden vom allgemeinen Stimmengewirr überschallt. Die Serviermädchen brachten den Portwein. „Hierher!“ „Hi-er!“ „Mir noch ein Glas Rotwein und ein Bier für Gunnar, meinen Bräutigam!“ schrie Else. Mona kippte vom Stuhl. Man setzte sie behutsam wieder hin. „Es ist sch-schon halb eins“, lallte einer, „um null Uhr ist hier F-f-e-i-i-e-r-abend. Da wird die Budike dichtgemacht!“ Lise torkelte gerade hoch, als etwas gegen die Wand bumste. „Knut hat ‚Gute Nacht‘ gesagt“, bemerkte Jytte und zog Lise mit sich fort. Unterdessen waren Hans und seine beiden Tischnachbarn damit beschäftigt, Knut zum Leben zu erwecken. Dieser hatte sich in seiner Aufbruchsstimmung gegen die Saalwand gelehnt und war wie ein Brett daran heruntergerutscht. Hans goss ihm eine Flasche Starkbier über den sommersprossigen Schädel. Das half. Der Totgeglaubte öffnete die Augen und fing an zu singen. Die anderen fielen sogleich mit ein: „Ohne Bier und fern der Heimat, fern der Heimat ohne B-i-e-r. Ohne Bier und fern der H-e-i-m-a-t, fern der Heimat ohne Bier!“

Der Männerchor verließ, aneinander gelehnt und sich gegenseitig stützend, den Saal. Der sah mittlerweile aus wie ein Schlachtfeld. Jette überzeugte sich ein letztes Mal davon, ob auch wirklich nichts übriggeblieben war, und heftete sich ihrem Mann an die Fersen. Lise wankte an Jyttes Seite ins Freie. Sie hatte einen schrecklichen Linksdrahl. „Hierum geht’s“, sagte sie und zerrte an Jyttes Jackenärmel. Die wusste es besser und schleppte Lise nach rechts ab. Sie schwenkte ihre Boa durch die Luft und fragte, wer wohl als nächstes Geburtstag hätte. „Mona?“ überlegte Lise. „Mona“, rief Jytte, „die ist ja krumm, wenn sie sich bückt! Hat zum Dienstjubiläum hundert Flaschen Wein geschenkt gekriegt und noch nicht mal eine ihrer Schwester abgegeben!“ „Mit mir wollte sie tauschen“, posaunte Lise, der die frische Nachtluft den Geist läuterte, „drei Flaschen von dem sauren Zeug gegen eine Flasche Kognak. Da hat sie sich aber geschnitten!“ „Und zwei Schweinehälften haben sie ihr angeschleppt! Eine Woche später hat sie mit zwei dünnen Scheibchen bei mir geklingelt – sie würde nicht alles alleine schaffen! Dabei mache ich ihr laufend die Klamotten weiter, weil sie immer dicker wird.“ „Sie erzählt aber überall herum, dass eine Türkin in Albertslund nur die Hälfte fürs Ändern nimmt...“ Unter diesem Gespräch zogen sich die beiden Nachbarinnen gegenseitig nach Hause. Dort passten die Schlüssel nicht, denn sie hatten den Ausgang verwechselt...

Am nächsten Morgen fanden Anwohner des Neubaugebiets eine apfelgrüne Boa, die um einen Laternenpfahl gewunden war, ein dunkelblaues Jackett, das am Haltestellenschild des Servicebusses baumelte sowie zwei Damenhandtaschen, die in den Hecken der Vorgärten lagen. Merete hatte ihre Tasche noch nicht einmal vermisst, da sie die Wohnungsschlüssel stets am Gürtel trug. Else entdeckte noch in derselben Nacht den Verlust, lagen doch ihre Schlüssel in besagter Tasche. Im Dunkeln zu suchen hielt sie für zwecklos und klingelte deshalb bei Kaspar und Jette, wo sie bis zum Morgen Aufnahme fand.

Sämtliche Fundsachen wurden im Klub abgeliefert. Kurze Zeit später erschien die neue Alkoholverordnung. „Ein ‚Gegenstand‘ pro Person? Und das an Geburtstagen?“ Gunnar traute seinen Augen nicht, als er im Klub das amtliche Papier las. „Kein Wunder“, sagte Jytte und tat ganz empört, „die Leute müssen ja denken, der Klub ist nur dazu da, damit die Alten sich vollsaufen! Und das vom Geld der Kommune!“

Edda Gutsche

ist freischaffende Autorin und Publizistin und widmet sich der sogenannten kleinen Form. Sie hat diverse Kurzgeschichten und Gedichte in Anthologien und Literaturzeitschriften veröffentlicht. 1999 erschien ihr Prosaband „Geißblattgeflüster“. Als Sachbuchautorin hat sie mehrere Bücher und Artikel zu kulturhistorischen und landeskundlichen Themen publiziert.

Sarah Rotblatt und ihre Tochter Binia

Langsam bog ich auf den Parkplatz ein, der neben dem gemütlich aussehenden Landhotel eingerichtet war, um eine Pause nach diesen vielen Kilometern einzulegen. Neben mir parkte schon ein knallrotes Fahrzeug der Marke F., in dem eine Blondine hockte und auf ein kleines Mädchen einredete.

Dann stieg ich aus und strebte gemächlich dem Eingang dieser Herberge zu. An einem Tisch machte ich es mir bequem, schlürfte den bestellten Kaffee, als sich just in diesem Moment die Tür bewegte und diese Blondine aus dem Wagen eintrat. Neben ihr im blauen Kleid, pinkfarbenen Strumpfhosen und lila kleinen Hackenschuhen das Kind an der Hand, das sie hinter sich herzerzte, da die Kleine mit vielleicht sechs Jahren in ihren Stöckelschuhen so ihre Probleme hatte.

Am Tisch neben mir nahmen die beiden Platz, die Blondine aufatmend, das Mädchen widerwillig. Aber wo hatte ich diese Frau in der Realität schon mal gesehen? So aufgebrezelt! Dann, klar, das war doch eine, die ständig durch alle Klatschzeitschriften geisterte. Wie hieß die doch gleich? – Ach so, ja, Sarah Rotblatt!

Einstmals Schönheitskönigin in einem lilafarbenen Getreidefeld, heute in allen Blättern, weil sie soff wie ein Loch, zur Entziehungskur war, jetzt wieder die halbdummen Menschen begeisterte mit ihren versoffenen Interviews und sich dabei sicher noch wohl fühlte mit dem gespielt ernstesten Gesicht.

Die Bedienung nahm die Bestellung für die Getränke auf – einen Kaffee mit Schuss und eine Tasse Kakao – und wartete darauf, dass die beiden sich für einen Kuchen entschieden.

„Was willst du denn für einen Kuchen, Binchen?“

Die Kleine verzog filmreif das Gesicht. „Lass mich in Ruhe, ich will deinen Kuchen nicht!“

Wieder so ein dressiertes Kind, dem man seine schönsten Lebensjahre klaut, dachte ich.

„Dann sag mir, was du willst! Sonst isst du doch auch immer Kuchen!“

„Aber heute nicht!“

„Oder zeig mir, was du essen willst!“

Frau Rotblatt nahm ihr Binchen an der Hand und zog es zum verglasten Kuchenbuffet. Noch ruhig standen sie vor der Vitrinenscheibe. Sarah runzelte ihr eingetrocknetes Gesicht, mit

Creme des Tages immer wieder auf Vordermann gebracht. „Du machst mich richtig unglücklich! – Ich habe jetzt genug von dir, komm, wir sehen nun, was es für dich gibt!“ Vor der Vitrine schaute diese Sarah Rotblatt interessiert auf die Kuchen und Torten, während die Kleine keinen Blick für die Backwerke verschwendete.

„Schau mal, oder willst du diese leckeren Frikadellen?“

„Die schmecken mir überhaupt nicht!“

„Warte! Oder möchtest du lieber die Mohn-Parfaits mit Gewürzbirnen?“

„Nein, wie schmeckt denn das? Die kenne ich ja überhaupt nicht!“

„Aber hier, Binia, das Pralinenmousse – das wird dir schmecken.“

„Das schmeckt erst recht nicht!“

„Geben Sie mir das Pralinenmousse, dann wird das mein Binchen schon essen!“

Sarah Rotblatt nahm die Mousse, suchte die Hand ihres Binchens und zerrte sie wieder an den Tisch.

„Da ist ja eine Katze, Mama! – Eine Katze!!“ jubelte Binia ganz laut, so dass in diesem Verkaufsraum einige Besucher die Köpfe hoben.

„Ich will hierbleiben, Mama – bei der Katze!“ Und Binia sprang von ihrem Stuhl herunter und rannte hinter die Vitrine, hinter der in einem Körbchen das schneeweiße Tier lag und ängstlich auf das heranstürmende Mädchen sah.

„Iss jetzt, wir müssen weiter, wir haben noch ein Stück zu fahren!“

„Zu dem Mann, der dich gestern Abend vor meinem Kinderzimmer abgeknutscht hat? Und zu dem soll ich wohl wieder Papa sagen? – Nein, ich will zu der Katze dort!“

„Mein Liebling, das geht doch nicht, das ist doch auch nicht unsere Katze“, sagte Sarah Rotblatt jetzt schon leiser, denn sie hatte einen roten Kopf bekommen, als Binia das von der Knutscherei durch den Gastraum rief.

Die Katze war aus dem Korb gesprungen und spurtete durch den Gastraum, immer verfolgt von Binia, deren kleinen Absätze auf den Fliesen ziemlich laut klapperten.

„Binia, wenn du nicht sofort kommst, bekommst du keine neuen Absatzschuhe, und aus der neuen Handtasche wird auch nichts, und das Ballkleidchen, was dir der neue Papa schenken will, das werde ich ihm verbieten!“

Natürlich würde sie das alles bekommen, aber hier gab es eine Katze, die es zu Hause nicht gab.

Sarah Rotblatt hatte sich schon fast heiser gesprochen. Binia blieb ruckartig stehen, und es schien, als überlege sie, was wichtiger sei, neue Absatzschuhe, eine neue Handtasche und das Ballkleidchen – alles das, was die Mädchen der Freundinnen ihrer Mutter auch besaßen, oder die Katze, aber schnell entschied sie sich für das Tierchen.

„Na gut, das erzähle ich dann eben alles dem neuen Papa!“

Nun müsste man denken, Binias Kopf wäre von all dem beduselt, aber was ging sie der neue Mann ihrer Mutter an? Den kannte sie ja fast gar nicht.

Doch dann war Binia auf einmal verschwunden.

Nur ihre Stimme schallte hinter der Vitrine hervor. Sarah Rotblatt stürzte hinter die Theke und riss ihre Binia nach oben, um sie hervorzuziehen. Aber die Kleine schlug nur nach der

Mutterhand. Lieber versuchte sie, das Kätzchen zu streicheln, dessen schneeweißes Fell fleckenlos glänzte, und das mittlerweile wieder in ihr Körbchen geflüchtet war.

Mama versuchte erneut, sie mit Mousse au Chocolat abzulenken.

Die Verkäuferin baute sich hinter Mutter und Tochter auf und murrte: „Stellen Sie sich vor, jede Mutter würde mit ihrer Tochter hinter diesen Verkaufstisch laufen!“

Ohne zu zögern schnauzte Rosa Rotblatt die junge Bedienung an: „Sie wissen wohl nicht, wer ich bin?“

„Nein, ich weiß nicht, wer Sie sind!“

„Wo gibts denn so was?“ polterte Rosa Rotblatt los, so dass alle Gäste ihre Blicke zu dem Verkaufstresen lenkten. „Bedienen Sie solche Gäste wie mich lieber vernünftig! Ich werde noch mit Ihrem Chef darüber sprechen!“

Aber Sarah Rotblatt verließ die verbotene Verkaufszone noch lange nicht. Und Binia störte der Krach zwischen ihrer Mutter und der Verkaufskraft überhaupt nicht, denn nur das Kätzchen war für das Mädchen interessant.

„O du allmächtiger Gott, kannst du denn überhaupt nicht hören?“ raunzte die Verkäuferin nun Binia an. Aber hellhörig war die Kleine noch lange nicht.

„Sag mal, kleines Fräulein, kannst du überhaupt wenigstens einmal am Tage hören?“ warf die Rezeptionsdame scharf ein.

„Nein, hören kann ich nicht! Ich brauche überhaupt nicht zu hören, sagt meine Mami!“, und rutschte wieder auf die Katze zu.

„Komm endlich, Binchen, das Mousse schmeckt wunderbar!“ rief Sarah Rotblatt wieder, aber mehr, um aufzufallen, weniger, um die Tochter wirklich an den Tisch zu locken, an den sie zurückgekehrt war.

„Neeee!“ schrie das Mädchen zurück und rutschte weiter auf den Fliesen hinter der Vitrine herum.

„Du wirst ja sehen, wenn nichts mehr da ist!“

„Iss alleine, ich will mit der Katze spielen!“

„Das geht aber nicht, Schatz.“ – Endlich mal ein anderes Wort, nicht immer dieses ‚Binia‘ oder ‚Binchen‘! – „Das darfst du doch nicht, da schimpft die Dame wieder!“, jammerte Sarah Rotblatt.

Binia schaute kurz auf ihre Mutter. „Soll sie doch schimpfen!“

Sarah Rotblatt wurde aus Scham heiß. Sie bewegte den Kopf etwas, als habe sie einen Schlag in den Nacken erhalten.

„Wo ist denn die Katze hin?“, schrie Binia wieder.

„Sie hat vielleicht Angst vor dir! – Binchen, jetzt komm endlich!“ Ihre Mutter bettelte. „Die Katze ist weg! Jetzt höre doch mal mit dem Heulen auf, das ist ja furchtbar!“

„Was? – Du bist aber dumm, Mama! Das glaub ich nicht, die wohnt doch hier. – Ich will auch hier wohnen, dann esse ich auch deine Mousse!“

„Verflucht noch mal: Komm endlich!“

Die anwesenden Reisenden hörten auf, von ihren Tellern die Reste der Speisen zu fischen, um amüsiert diese autoritätslose Mutter zu beobachten.

„Du bringst mich noch um!“

„Mir egal, Mama, die Katze wohnt hier, und ich will auch hier wohnen – bei der Katze! – Wo ist die denn?“

„Vielleicht hast du sie vertrieben, weil du dich nicht benehmen kannst!“

(Fast alle Reisenden im Gasträum nickten schadenfroh.)

Binia kroch hinter der Vitrine hervor. „Mama, die Katze ist weg!“

Die Mutter lachte und sagte murmelnd – sotto voce: „Gott sei Dank.“

„Ich will aber die Katze haben!“ Binia sprang auf die Beine und stürzte sich auf ihre Mutter, während sie das Mousse-Glas vom Tisch fegte.

„Mein Gott, mein Gott, was bist du heute wieder ungezogen. Du bist doch sonst immer ein so artiges Kind!“

Aber Binia hörte das schon nicht mehr, denn sie flitzte kreuz und quer durch den Gastraum, kroch unter einige Tische und stieß dabei Besucher an, die genervt die Köpfe schüttelten, und schrie immer wieder nach der weißen Katze.

„Ich glaube, bei der war's zu dunkel im Mutterleib, als die mit dieser Wilden da schwanger war“, flüsterte ein Gast mir zu. „Bin gespannt, wie diese Schlamm- oder besser Mousse-Schlacht ausgeht.“ Mir war, als hätte sich bei diesem eine Spur von höhnischem Spott auf sein Gesicht gesenkt.

Mittlerweile blätterte die Sarah-Rotblatt-Frau in einem Modemagazin, um sich so die Zeit zu vertreiben, denn Binia beherrschte diese Frau nach allen Regeln der kindlichen Trotzkunst. Wie konnte das Mädchen auch ruhig bleiben, wenn doch die Katze... Doch was scherte die Katze diese Binia! Was kümmerte sie es, dass das Mädchen mit ihr spielen, nur spielen wollte! Doch nun wurde es der Rezeptionistin langsam zu viel, denn einige der Gäste begannen über das unzumutbare Treiben der Kleinen zu murren. Deshalb packte sie Binia an den Schultern und sagte streng: „Jetzt hab' ich dich! Wenn du nicht gleich aufhörst, du kleines Biest, dann stecke ich dich in die Vitrine zu den Kuchen. Da wirst du verkauft und verspeist. Da ist nichts mehr mit dem Kätzchen, das du dann nie wieder siehst! Da bedauert dich dann kein Mensch mehr!“

Entsetzt blieb Binia stehen und sah die Frau verstört an, denn diesen strengen Ton war sie nun wahrlich nicht gewohnt. Aus ihren Augen stürzten Tränen. Da fiel das Modemagazin zu Boden. „Komm her, mein Herzchen, komm her – solche bösen Leute hier! – Was machen Sie denn eigentlich mit meinem Kind, Sie – Sie Unmensch?“ Dann stand Sarah Rotblatt auf und baute sich vor der Rezeptionistin auf.

„Sie sind gut“, sagte die zynisch. „Ich weiß nicht, so ein Kind, so ungezogen, das hat die Welt noch nicht gesehen!“

Sarahs Unterlippe zitterte. „Ist alles in Ordnung, mein Binchen?“ Tränen liefen über deren Wangen. Dabei strich sie dem Kind über den Kopf.

„Wie viel bin ich schuldig? – Komm, mein Goldstück, wir fliehen jetzt aus diesem kinderunfreundlichen Hotel! Und dem Papa erzähle ich bestimmt nichts!“

Binia schaute die Rezeptionistin. „Kann ich das Kätzchen mitnehmen?“, fragte sie ängstlich.

„Nein, das kannst du nicht, denn Kätzchen fühlen sich bei solchen Kindern wie dir nicht wohl!“ Binia schluckte.

Dann verließ Sarah Rotblatt mit Tochter Binia den Gastraum. Das Mädchen sagte noch laut, sehr laut: „Wenn ich Geburtstag habe, Mama, bekomme ich aber so ein weißes Kätzchen wie das hier! Verstanden? Wenn nicht, dann bin ich nie mehr lieb zu dir!“

„Das verspreche ich dir, ganz bestimmt bekommst du so ein weißes Kätzchen!“

Holger Hartenstein

1940 in Meißen geboren, derzeitige Tätigkeit Honorar Dozent im Europäischen Bildungswerk für Beruf und Gesellschaft für Germanistik und Kommunikationswissenschaften. So auch meine Studienrichtungen.

Seit 1972 wohne und arbeite ich in Halle/ Saale und in Bennstedt, unweit Halles. Schreibe Gedichte und Kurzgeschichten, von denen einige gedruckt wurden, aber auch literatur-

theoretische Veröffentlichungen. Neben der Literatur großes Interesse für klassische Musik – die Italiener, Beethoven und Chopin insbesondere.

„Bescheidenheit ist eine Zier“ – oder die fatale Wirkung von Sprichwörtern

In der Rückschau halte ich das Sprichwort „Sei wie das Veilchen im Moose, sittsam, bescheiden und rein, nicht wie die stolze Rose, die immer bewundert will sein“, für die schädlichste unter den vielen Redensarten, die meine Mutter und meine Großmutter mich hören ließen.

Ich fand den Satz als Kind wegen der Veilchen sehr hübsch, aber später, als es für mich wichtig gewesen wäre, mich und meine Fähigkeiten ins rechte Licht zu rücken, merkte ich, dass ich das nicht konnte. Für andere war ich oft eine überzeugende Fürsprecherin. Werbewirksame Texte gingen mir für ein bestimmtes Anliegen leicht von der Hand, besonders wenn es sich um Hilfsprojekte handelte. Für meine eigenen Anliegen kämpfte ich aber zu zögerlich. Kein Wunder, denn ich war ja mit dem Veilchen-im-Moose-Spruch aufgewachsen. In meiner Jugend wurde es nicht nur in unserer Familie viel zitiert, sondern auch im Religionsunterricht, in Büchern und in der Schule. Und es stand blumenbekrönt in den meisten Poesie-Alben junger Mädchen. Ob in den Poesie-Alben junger Mädchen heutzutage auch noch so schädliche und zugleich alberne Sprüche stehen?

Ich plädiere nicht dafür, dass jeder ständig mit stolzeschwellter Brust unterwegs sein und andere mit der Aufzählung seiner Diplome und anderen Beweisen seines Wissenserwerbs nerven soll. Aber zur richtigen Zeit und am rechten Ort gibt es keinen Grund, falsche Bescheidenheit zu üben.

Besonders im privaten Bereich kann es von Zeit zu Zeit ja auch mal nützlich und angebracht sein, den Blick bescheiden zu senken und dem anderen zu signalisieren, dass man ein Mensch mit Stärken, aber auch mit Schwächen ist und dass man eine Schulter zum Anlehnen von Zeit zu Zeit nicht verachten würde. Es ist eben alles eine Frage der Dosis.

Mich hat jedenfalls der Titel der Zeitschrift „Veilchen“ angeregt, über das Sprichwort „Sei wie das Veilchen im Moose ...“ etwas intensiver nachzudenken.

Ich werde gewiss im Frühling etwas sorgsamer darauf achten, dass ich dieses entzückende und so betörend duftende Blümchen in seinem Versteck aus Blattgrün nicht etwa aus Unachtsamkeit zertrete.

Eleonore Zorn

Ich bin 1939 geboren, verwitwet, habe einen Sohn und wohne in Mannheim. Nach meiner Berufs- und Familienzeit schrieb ich einige Jahre als freie Mitarbeiterin für unsere Stadtteilzeitung, widmete mich dann dem Schreiben von Kurzgeschichten, Essays, Rezensionen und Glossen für Literaturzeitschriften und Internet-Portale für Senioren wie feierabend.de. Mein Ebook „Das Kind unter dem Tisch“ wurde vom Verlag Aaronis-Collection herausgebracht. Einige meiner Kurzgeschichten wurden in Anthologien und Kalendern veröffentlicht. Mein Pseudonym ist Nora Zorn.

wenn die Biene mit der Blume
und die Blume mit der Biene
wenn sie sich dabei bestäuben ...
und doch bleiben sie nur Zeugen

wenn die Frauen mit den Männern
und die Männer mit den Frauen
wenn sie sich dann einmal trauen...
und doch bleiben sie nur Kinder

Dionysos P.

www.dionysosp.de

Die Kindessachen

Der Teddybär liegt neben seinem Kissen
Als hätten wir ihn heute dorthin gestellt

Die Spielsachen weilen in der Truhe
Als wären sie grad eben aufgeräumt

Die Bücher stecken noch in den Ranzen
Als würde es morgen zur Schule gehen

Und ich sitze hier vor meinem Computer
Als ob die Zeit stehengeblieben wär.

Dezember 2017

Jordanis Paraskevopoulos

Schreibt Romane, Gedichte und Kurzgeschichten. Neben der Literatur Interesse an Musik.

Schneewittchen

Am Hagebuttenstrauch

Die einen Früchte noch
rot wie Blut
die anderen schon
schwarz wie Ebenholz

Auf den Zweigen
der Schnee
weiß wie Schnee...

Im Frühling aber
kehr' wieder

Wenn die Sonne
über den Strauch stolpert
schlägt Schneewittchen
die Augen auf

Und erblüht

Manfred Kern

geboren 1956 in Rothenburg o.d.T., wuchs auf einem Bauernhof im mittelfränkischen Wettringen auf, arbeitete in Würzburg als Buchhändler und lebt heute als freier Schriftsteller in Coburg. Er schreibt Prosa und Lyrik in Schriftdeutsch und Mundart. 2013 wurde er für sein vielseitiges und vielschichtiges Werk mit dem Gottlob-Haag-Ehrenring ausgezeichnet. Im Frühjahr 2018 erscheint der Roman „Die Preisrede“.

Root for You

Der betrunkene alte Mann
der seine Haustür aufschließt
in der Häuserzeile
gegenüber:
wie er mit seinem Schlüssel
das Schloss verfehlt
wieder und wieder
aber wie eine halbbewusste Maschine
noch in der Automation des Dämmers
unbeirrbar weiß,
wo es Ruhe gibt
zumindest für diese Nacht --
der Schlüssel fällt ihm in den Schnee
er schwankt
spricht mit sich selbst
geht in die Knie um
im Schnee
nach dem kleinen Stück Metall zu suchen
das ihm seine vier Wände Heimat zurückgibt
ein weiteres Mal
keine Hilfe
keine Chance
keine Hoffnung,
dass es noch mal anders wird
nur die harte banale Realität
einer Jännernacht in einer ansonsten
menschenleeren Straße
nachdem die Jahre vergangen sind
und mit ihnen,
was war –

Er versucht es
für uns alle,
findet ihr nicht?

Johannes Witek

geboren 1981. Lebt in Salzburg. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien und „Was sie im Norden der Insel als Mond anbeten, kommt bei uns im Süden in die Sachertorte“, Gedichte und Prosa (Köln, Chaotic-Revelry-Verlag, 2009), „Gebete an den Alligator und die Klimaanlage“, Schon wieder Gedichte und Prosa (Köln, Chaotic-Revelry-Verlag, 2011), „Voltaire's Arschbacken“, Endlich ein Roman (Köln, Chaotic-Revelry-Verlag, 2013).

Die Zaubereien des Schaffens. Das Hirtengedicht

ich bin ein Hirte
meine Heimat ist die Aue
ich hege nur einen Hund
er ist ein Freund von mir

ich schreibe eingangs ein Zauberwort auf Flügel des Schmetterlings
das ist eben LICHT
das Insekt fliegt zum herkulischen Wind

ich schreibe des Weiteren ein Wunderwort auf ein Eichenblatt
das ist eben ERLKÖNIGSZEIT
ich berühre das apollonische Blatt zart

ich schreibe danach ein Hoffnungswort an einen Felsen
das ist eben ENGEL
der Marienkäfer bleibt von uns fern

ich schreibe hernach ein Sehnsuchtswort auf Blumen
das sind ZAUBEREIEN
magische Funken entstehen unter Gestirnen

ich bin ein edler Hirte
meine Heimat ist eine Gedichteoase
ich begegne dem Erlkönig
ich verschenke ihm meinen Schwermutssatz
aus dem zaubervollsten meinigen Hirtengedicht:

LICHT ERKÖNIGSZEIT ENGEL
sind ZAUBEREIEN

Paweł Markiewicz

wurde 1983 in Siemiatycze (Ostpolen) geboren. Er ist Jurist und Germanist, der die Lyrik aus Leidenschaft schafft. 2016 wurde sein deutschsprachiger Gedichtband „Der Lenzgeist“ veröffentlicht. Er schrieb sehr viele Gedichte, wobei mehr als 20 in deutsche Lyrikanthologien aufgenommen wurden.

Cheritas

ich entschlummerte gestern

und mein Gefühl von Engelsschwermut
starb bei der Morgensternerfüllung

ich erstehe jedoch wieder auf
tausend Worte verträumter Schönheit
erwecken mich zum ewigen Leben

ein Weg in den Tempel

Ich bewege mich über Teppiche
von Lotosblumen

die Blumen verstecken Röhrenpilze
und wundervolle Heilkräuter
die von Achilles getrunken werden können

die Zauberzähre fiel von Herzen der Musen

in einen Vulkan in der Einöde
er wurde dererhalber engelhaft

die andere Zähre wird Sternenstaub
sie kann wie ein Zauberdaseinsvogel singen
und hegt die herkulische Kraft

Paweł Markiewicz,

hat international dichterische Erfolge im Bereich kurzer Gedichte: seine englischsprachigen Haikus sind vielerorts in der Welt veröffentlicht worden (abgedruckt in Japan und Australien). Ferner ist er Autor von Essays über Haikus in Englisch.

*Zwei Haikus wurden neulich auf Deutsch und mit englischer Übersetzung in der japanischen Zeitschrift „International Haiku Magazine Ginyu Tokio“ in der Nr. 76 im Oktober abgedruckt und ein weiteres im Ginyu (No. 77) mitsamt polnischer Übersetzung. Paweł Markiewicz schreibt ferner Cheritas (in Deutsch und Englisch). Zwei seiner stimmungsvollen Cheritas erschienen im Magazin „The cherita“ (Februar-Ausgabe) in England. Hinzu kommen einige Tankas in den USA im Buch „Atlas Poetica“ (Nummern: 29, 30 sowie 31). Im Februar erschien ein Haiku von ihm in der japanischen Zeitschrift „The Mainichi“:
<https://mainichi.jp/english/articles/20180127/p2g/00m/0fe/092000c>*

Rezension: „Café Spontan“

von Thomas Schulz

Es war einmal eine Stuttgarter Männer-WG in den 70ern und 80ern des vorherigen Jahrhunderts in der Stuttgarter Olgastraße... Thomas Schulz erzählt Anekdoten aus seiner Jugend. Da kommt beim Lesen Nostalgie auf! Ob das alles ganz wahr ist oder nicht, das lässt der Autor offen, aber es könnte wahr sein. Einer Männer-WG kann man doch so einiges zutrauen: dass sie den Wäschetrockner als Tomatenensafter missbrauchen, beim Wäschewaschen 30 und 60 Grad zu 90 aufaddieren und für das Kaffeekochen eine schriftliche Anleitung benötigen.

Vier Männer lebten in dieser Wohngemeinschaft zusammen: Thomaselli, NikNik, Watzke und Cosmo. Dazu kamen noch eine zwei Meter lange Würgeschlange namens Hugo, ungezählte Mäuse und einige Schildkröten. Hier tobte die kreative Spontanität und alles war möglich. Nur eines war gut organisiert: das Baggern. Dafür ließen sich die Jungs extra 200 Visitenkarten drucken, um die jungen Damen in ihr „Café Spontan“ einzuladen.

Sie verdienten ihren Lebensunterhalt mit Taxifahren nachts und Speditionsdienstleistungen tags. Daneben blieb noch Zeit für die Erkundung des Stuttgarter Nachtlebens, auch über die Sperrstunde hinaus, und diverse andere Vergnügungen wie mehrtägige Radtouren und spontane Grillabende im Wald, völlig unabhängig von der Jahreszeit. Man kann ja schließlich die Grillhütte von innen mit Woldecken vernageln und so eine Sauna daraus machen. Diverse Kneipen und Restaurants sind beschrieben, die die Vier mit ihrem Besuch beehrten, singend oder mit einer Python bewaffnet. Manche davon gibt es noch, andere sind Kneipengeschichte und somit hier verewigt. Besonders hängen geblieben ist mir Artur, der Gastwirt, der zur Sperrstunde den übrigen Wein auch gerne in eine Plastiktüte verpackte – zum Mitnehmen.

Klar, dass so ein sorglos-chaotischer Lebensstil Aufmerksamkeit auf sich zieht! Nicht nur kamen regelmäßig Freunde und Freundinnen zum Feiern zu Besuch, sondern auch die Polizei wurde auf die Gruppe aufmerksam, wenn mitten in der Nacht im Winter im Wald gegrillt wurde oder ein Klavier die Straße hochgeschoben. Aber prima, dann können die Ordnungshüter ja gleich mit anpacken.

Auch Hausdurchsuchungen fanden statt, immer wenn die RAF mal wieder ein Verbrechen begangen hatten. Die WG wurde auch observiert. Man konnte ihnen aber nichts nachweisen, weil es nichts nachzuweisen gab. Höchstens die Python fiel auf und provozierte die Frage, ob die Schlange angemeldet sei. Trotzdem verabschiedete man sich nach der Hausdurchsuchung mit: „Auf Wiedersehen!“

Und so feierten sich die vier mit Most, Mäusen, Motorrädern und Musik durch ihre besten Jahre. Einzelne Zitate gibt es auf Schwäbisch, und überhaupt lebt hier die Stimmung des chaotischen, nachts etwas schummrig beleuchteten Stuttgarter Altbauviertels ganz authentisch auf. Das Buch erinnerte auch mich an meine wilden Jahre (nicht ganz so wild, aber so ungefähr), an die 90er-Jahre im Stuttgarter Westen (die Partytradition bestand damals immer noch) und daran, dass ich mal wieder etwas Spontanes machen wollte. Mal sehen, wann ich im Kalender Platz dafür finde... Kurz und gut: Dieses Buch beschreibt einen Lebensstil, von dem man sich gerne eine Scheibe abschneiden würde.

Thomas Schulz: „Café Spontan – Es war einmal eine Stuttgarter Männer-WG“
Taschenbuch, 198 Seiten
ISBN 978-3-00-057220-3
Das Buch kann direkt beim Autor bestellt werden: schulzfidelio@t-online.de

Rezension: „Die Entdeckung der Langsamkeit“ von Sten Nadolny

Es ist ein wundervolles Buch über die Vorzüge der Langsamkeit oder darüber, dass es auch mit einer kleinen Behinderung möglich ist, große Dinge zu tun. Das geht natürlich nur, wenn das Umfeld, wie in diesem Fall, etwas Geduld aufbringt.

Nach heutigen Erkenntnissen leidet der Protagonist John Franklin an einer motorischen Störung. Er ist generell verlangsamt, kann aber alles, was andere können, nur weniger schnell. Wenn ihn die Mitmenschen seine Sätze in seinem eigenen Tempo formulieren lassen, kann er sich sehr gut ausdrücken und hat auch viel zu sagen, denn er denkt lange nach, bevor er spricht oder handelt.

Wie John Franklin sich nach und nach mit Beharrlichkeit, Beobachtungsgabe und unendlicher Geduld einen Platz in der (männlichen) Gesellschaft erobert, davon handelt diese Geschichte. Sten Nadolny (der gerade 70 wurde), erzählt in einer sehr schönen, ruhigen Sprache, die gefangen nimmt.

Dieses Buch wurde lange vor dem Buch „Die Vermessung der Welt“ geschrieben und fand viele Leser. Nachdem „Die Vermessung der Welt“ von Daniel Kehlmann aber so ein großer Erfolg war, geriet das Buch von Nadolny etwas in Vergessenheit, sehr zu Unrecht. Denn es handelt von einem Entdecker, genau wie in dem Buch über Gauß. Man kann sehr viel erfahren in diesem Buch, obwohl es ein unterhaltsamer Roman ist. So ganz nebenbei lernt man Details über die Seefahrt, über Menschlichkeit, Geduld, die Überwindung einer Behinderung.

Ich würde es am liebsten allen Jugendlichen von 10-25 empfehlen, da es ein Mutmachbuch ist in Sachen Selbstfindung. Für Erwachsene ist es gute, spannende Unterhaltung mit Tiefgang.

Begeistert, immer noch und wieder.

Rezension durch Eleonore Zorn

Sten Nadolny: Die Entdeckung der Langsamkeit
Piper Verlag, 47. Auflage, 2012
Taschenbuch, 384 Seiten, 11,00€
ISBN 978-3492207003

Rezension: „Mord in Gordes – Kein Kriminalroman“ von Kathrina Redmann

Freiheit, Einsamkeit, Liebe, darum geht es in Kathrina Redmanns Buch „Mord in Gordes“. Zwei Frauen wollen ihren eigenen Weg gehen, mit einem Abstand von 150 Jahren, aber am selben Ort. Die Ich-Erzählerin verbringt ihren Urlaub in Gordes in der Provence, zusammen mit ihrer Tochter und ihrer Cousine. Am frühen Morgen unternimmt sie einsame, nachdenkliche Spaziergänge durch die Stadt, am Nachmittag, am Abend. Wer schon in der Provence war, weiß, welche besondere Stimmung, Farben, Gedanken und Aussichten hier den Jahrhunderten trotzen: „Hausgesichter“ aus uraltem Stein, der in der Sonne golden leuchtet, Wüste und Fruchtbarkeit, Mistral und Stille. Sie begegnet einem Bildhauer und einem alten Bauern, der im Sonnenuntergang auf dem Feld singt: „Was es heißt, wenn einem Menschen im Laufe seines langen Lebens die Kraft nicht ausgegangen ist zu singen!“

Joséphine Savoz dagegen wurde seit ihrer Jugend gebändigt und zurechtgestutzt. Bis sie 1862, 26 Jahre alt, des Mordes an ihrem Ehemann angeklagt wurde und von ihrem Mittäter verraten. Ihr Liebhaber, François Daniolle, erschoss ihren Ehemann Aurel Savoz. Und Joséphine stand als die Hauptschuldige da. Angeblich hatte sie den armen Mann verhext. „Nur ein Mann? [...] Immer heißt es sonst: Nur eine Frau. Nun, da man mich als Sündenbock braucht, werden mir plötzlich Kräfte zugeschrieben, die niemand beachtet hatte zuvor.“ Wie konnte es dazu kommen?

Die Familie, in der Joséphine aufwuchs, verachtete Gefühle: „Wo kämen wir hin, wenn jeder nach seinen Leidenschaften handelte?“ Die junge Joséphine jedoch ist ein leidenschaftlicher Mensch und darum tuscheln alle über sie. Zur Korrektur wird sie in ein Kloster geschickt, um dort durch „frommen Terror“ erzogen zu werden. Sie wird wie eine Gefangene gehalten. Aurel Savoz will Joséphine retten und heiratet sie, weil er sie liebt. Sie jedoch benutzt ihn nur, um ihren strengen Eltern zu entkommen. Mit der Zeit verachtet sie ihn sogar: „Deine Geduld machte mich ungeduldig, im Meer deiner Versöhnlichkeit drohte ich zu ersticken.“ Und: „Du bist ein Schwächling.“ Der verheiratete Nachbar François, der grobschlächtige Pferdehändler jedoch, der hat es ihr angetan und auch ihm gefällt die hübsche „Venus von Gordes“. Heimlich treffen sie sich und träumen von ihrer Heirat. Zuvor jedoch müssen die Hindernisse aus dem Weg. François besorgt Gift, doch Aurel wird davon nur krank und stirbt nicht. Am Heiligabend 1861 um 20 Uhr wird Aurel in seinem eigenen Hof des Hauses Castelneuve von zwei Schüssen tödlich getroffen. Die Morde hatten die beiden per Brief geplant, und François hatte seine nicht vernichtet. Nun belasten sie Joséphine. Beide werden zum Leben in Zwangsarbeit verurteilt. Der Magistrat urteilt: „Die großen Leidenschaften erklären die großen Verbrechen, aber sie entschuldigen sie nicht.“

Kathrina Redmann: Mord in Gordes – Kein Kriminalroman
Bookstation, Anzing, 1. Auflage 2017
Taschenbuch, 138 Seiten
ISBN 978-3-033-06074-6
Rezensiert durch Andrea Herrmann

Rezension: „Seelenasyl“

von Gerd Egelhof

In Gerd Egelhofs neuem Buch „Seelenasyl“ kreisen Kurzprosa und Gedichte um zwei Themengebiete: Liebe(sleid) und gesellschaftliche Stellung. Lobgesänge an die Geliebte oder die Liebe an sich werden angestimmt. Wer verliebt sich in wen? Spielt das Alter eine Rolle? Der Text „So schön bist du. Ich empfinde Liebe“ preist die „schönste, beste, süßeste aller Apothekerinnen“: „Die Sonne präsentierte dich in einem Lichtkegel, dein schönes, seidenes, langes, rotblondes Haar war noch glänzender, dein rot geschminkter Mund noch ausdrucksstärker.“

In den sozialkritischen Texten geht es um Werte, um Gerechtigkeit. Wie wichtig ist Geld? Bestimmt es über den sozialen Status und darüber, wie sehr man von anderen geachtet wird? „Ich hingegen behaupte, dass Talent, Können und Fleiß zu jeder Zeit, an jedem Ort Erfolgsaussichten haben.“

Vieles klingt hier autobiographisch. Vielleicht erzählt Egelhof von sich selbst, wenn er immer wieder über einen Autor schreibt. Wenn er seine Qualifikationen auflistet in „Doch qualifiziert – für meine unqualifizierten Kritiker“: „44 Bücher in 22 Jahren, 3 Literaturpreise, Stipendium in Lyrik“. Und wenn er den Mann lobt, der nicht versucht, die Frauen mit Geld zu beeindrucken. Den Mann mit Intelligenz, Bildung, Charme und Humor. Ganz besonders der in der ersten Person geschriebene Kurztext „Ich bin und bleibe auf der Seite des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe“ lässt der Autor gute und schlechte Zeiten Revue passieren: „Ich habe im Erfolg nicht abgehoben, in der Niederlage nicht aufgegeben.“ Außerdem listet er in „Drei Konstanten und weitere in Aussicht“ die Eckpfeiler seines wechselhaften Lebens auf.

Der eine oder andere Text ist unnötig klischeehaft und moralisierend, wie beispielsweise die Geschichte „Heute und nicht morgen“ über eine Frau, die von ihrem Mann geschlagen wird und sich trotzdem lange nicht von ihm trennt. Außer über Frauen, die ihren Mann nicht verlassen, beklagt sich der Autor auch über unfreundliche Menschen, Egoisten, Gurus, Leute, die Preise herunterhandeln, Mitarbeiter des Arbeitsamtes, reiche und erfolgreiche Menschen. Und die anderen beklagen sich über den Autor...

In „Warum es sich zu leben lohnt“ geht es um die schönen Dinge im Leben. Es muss ja nicht jeder dasselbe lebenswert finden, aber der Text regt dazu an, inne zu halten und zu überlegen, was mir selbst das Leben wertvoll macht. Auch die beiden Texte über das Einkuscheln – die Singleversion und die Partnerschaftsversion – lassen wohl keinen kalt.

Gerd Egelhof: Seelenasyl
Verlag make a book, Neukirchen, 2018
Taschenbuch, 327 Seiten
ISBN 978-3-961720286

Rezension durch Andrea Herrmann

Rezension: „Der Sklave und sein Händler“ von Wolfgang Sorge

Wolfgang Sorge nimmt sich in diesem Roman zweier Themen an: des Sklavenhandels und der Identitätsfindung durch Ahnenforschung. Vier Menschen suchen in dieser Geschichte nach ihrer Vergangenheit und alle vier führt dies zum deutschen Sklavenhändler Schomburg aus Ottenstein. Dieser geschäftstüchtige, grausame Händler hatte mit diesen in Deutschland illegalen Geschäften ein Vermögen gemacht. Seine Schiffe brachten Waren aus den Kolonien nach Europa, von Europa nach Afrika und menschliche Fracht von Afrika nach Amerika. Leerfahrten sind ja schließlich teuer.

Nun haben sich der schwarze New Yorker Literaturprofessor Francisco Schomburg und die Krankenschwester Mary Schomburg mit ihrem Sohn John zusammengefunden, um sowohl eine Familienchronik als auch einen Reisebericht zu lesen. Sie sind nicht direkt verwandt, finden in der Lektüre jedoch ihre gemeinsamen Wurzeln: Francisco stammt von Georg Schomburg und einer schwarzen Sklavin, während Schomburgs Tochter Anna-Sophie Marys Urahnin ist. Da Anna-Sophie die Familienchronik als Theaterstück verfremdet hat, bietet sie damit das Drehbuch für Aufführungen, in denen John seinen Vorfahr Antonio Congo spielt. Dadurch lebt er auf und findet auf den rechten Weg zurück.

Antonio Congo ist der eigentliche Held dieser Geschichte. Ein Händler namens Schlüter, Konkurrent von Schomburg, hatte den jungen Sklaven Antonio gekauft und damit aus der Gefangenschaft gerettet. Er nahm ihn als Sohn an und dieser hätte in Hamburg glücklich leben können, hätte nicht der große Brand der Stadt in ihm schmerzhaft Erinnerungen geweckt. Darum machte er sich auf die Suche nach seinem Peiniger, dem Zerstörer seiner Familie, nach Schomburg in Ottenstein. Antonio fand dort Arbeit als Tischlergeselle und verliebte sich Hals über Kopf in Anna-Sophie. Da wollte er schon seine Rachepläne vergessen. Die reiche Händlerstochter gab wegen dem scheinbar mittellosen Schwarzen dem Junker von Kalb einen Korb. Sie wurde dann auch ruckzuck schwanger und die Geschichte gipfelte darin, dass ihr Vater sie zu einer Abtreibung zwingen wollte, notfalls ihr den Trank auch mit Gewalt einflößen. Doch gute Menschen haben ja zum Glück Freunde, die ihnen beistehen.

Als Verbindungsglied zwischen den Generationen dient Arturo Alfonso Schomburg, ein Kunstförderer aus der Karibik, der sich auf die Reise begab, um seinen weißen, deutschen Wurzeln nachzuforschen. Dabei reiste er über Spanien und Paris nach Ottenstein, fand dort jede Menge Schomburgs, einen Grabstein und die Familienchronik. Über diese Ahnenforschung und seine Gedanken schrieb er ein Reisetagebuch. Und danach war seine Angst vor der Vergangenheit gestorben.

Grundsätzlich ist der Roman kunstvoll gestrickt: Die Rahmenhandlung vermischt sich mit den Berichten aus Arturos Reisetagebuch und Szenen aus der Familienchronik. Es ist sicher auch reinigend und dient der Identitätsfindung, wenn man seine Familiengeschichte durch Ahnenforschung enthüllt. Leider ist mir hier vieles zu klischeehaft, und damit meine ich nicht nur die Liebesgeschichte. Mir fehlen hier emotionale Tiefe der Personen und die

Glaubwürdigkeit ihrer Wandlungen. Auch inhaltlich habe ich nicht viel Neues über den Sklavenhandel und die Beteiligung deutscher Händler daran gelernt.

Wolfgang Sorge: Der Sklave und sein Händler
Wiederkehr Verlag, 2017
Taschenbuch, 310 Seiten
ISBN 978-3-947108-00-8

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Wettbewerbe

| | | | |
|---------------------------------|--|---|--|
| Datum | 10.04.2018 | 15.04.2018 | 15.04.2018 |
| Name | | #herstory - Schreibaufruf zum Weltfrauentag | Der Goldene Blumentopf |
| Genre | Roman | starke, inspirierende Frauengeschichte | Lyrik, Essay, Kurzdrama oder Kurzprosa (unveröff) |
| Thema | China | weibliche Hauptfigur | Keine thematische Vorgabe |
| Umfang | Handlungsskizze und die ersten 20 Seiten des Manuskriptes | maximal 5.000 Wörter | Max. 5 Minuten Sprechzeit bzw. max. 4.500 Zeichen (einschl. Leerzeichen) |
| Form | | | Kurze Vita, *.doc oder *.docx |
| Preis | 2000€ und Veröffentlichung | Publikation auf ze.tt und im Sweek Sammelband. 1€ des Erlöses pro verkaufter Kopie wird für einen guten Zweck gespendet | Veröffentlichung in der Zeitschrift „Blattwerk“ |
| Teilnehmer | | Mindestens 13 Jahre alt | Mindestens 23 Jahre alt |
| Veranstalter | Europäischer Universitätsverlag GmbH in Kooperation mit dem Chinese Culture Translation and Studies Support und gefördert durch das Chinesische Kulturministerium | | Pegnesischer Blumenorden |
| einsenden an | Europäischer Universitätsverlag GmbH, Querenburger Höhe 281, D-44801 Bochum info"at"universitypress.eu | auf Sweek.com | blattwerk"at"blumenorden.de und Vortrag am 12. Mai 2018 beim Dichterwettbewerb im Irrhain |
| nähere Informationen | http://universitaetsverlag.com/de/index.php | https://blog.sweek.com/de/herstory-schreibaufruf-weltfrauentag/ | www.blumenorden.de |

| | | | |
|--------------|------------|------------|------------|
| Datum | 14.05.2018 | 17.05.2018 | 17.05.2018 |
|--------------|------------|------------|------------|

| | | | |
|-----------------------------|--|---|---|
| Name | Die Nacht der schlechten Texte 2018, Villacher Literaturwettbewerb | „Der Dackel“ No. 3 | Wettbewerb Fortsetzungsroman „Der Wanderzirkus“ |
| Genre | | Texte und Bilder (unveröffentlicht); Komödiantisches ebenso wie Tragisches, jedoch wird der Satire möglicherweise der Vorzug gegeben werden | |
| Thema | schlechte Texte | Hochmut | 3. Kapitel für den Fortsetzungsroman „Der Wanderzirkus“; Kapitel 1 und 2 können auf www.asphaltliteratur.com gelesen werden |
| Umfang | max. 7 Seiten; grenzüberschreitende Präsentationen (Video, Performance, etc.) erwünscht, max. 7 Minuten Aufführungsdauer | Texte bis 5.400 Zeichen inkl. Leerzeichen sowie Bilder in Schwarzweiß (gängiges Bildformat); mehrere Texte in einer Datei zusammengefasst, Datei max. 5 MB; sowohl bearbeitbar als rtf., .doc, .docx oder .odt, sowie einmal als .pdf | max. 4.000 Zeichen |
| Form | ausschließlich auf dem Postweg in 4-facher Ausfertigung; Beizulegen auf einem Extrablatt: Name, Adresse, E-Mail, Telefonnummer | | |
| Preis | 700€ | einmaliger Abdruck in »Der Dackel«, drei Freixemplare | einmaliger Abdruck in »Der Dackel«, drei Freixemplare |
| Teilnehmer | | | |
| Veranstalter | Verein Wort-Werk | Literaturzeitschrift „Der Dackel. Blätter für Asphaltliteratur“ der Edition Samisdat Wien | Literaturzeitschrift „Der Dackel. Blätter für Asphaltliteratur“ der Edition Samisdat Wien |
| einsenden an | Verein WORT-WERK, Franz-Krainer-Straße 50, A9500 Villach, Österreich | redaktion"at" asphaltliteratur.com | redaktion"at" asphaltliteratur.com |
| nähere Informationen | sicke"at"tele2.at www.wort-werk.at/ | | http://asphaltliteratur.com/der_dackel_wettbewerb_fortsetzungsroman.html |

| | | | |
|-----------------------------|--|--|--|
| Datum | 10.06.2018 | 01.08.2018 | 28.08.2018 |
| Name | Vierter Lyrikmond-Wettbewerb | FutureJobs | Die Stimmen der Liebe |
| Genre | Gedicht (unveröff.) | Kurzgeschichten oder „Texte aller Art“ | Erzählungen und Gedichte |
| Thema | Thema weitgehend frei, muss auf eine der über 100 Themenseiten bei www.lyrikmond.de passen | Perspektive junger Menschen auf die Arbeitswelten der Zukunft | Liebe |
| Umfang | maximal drei Gedichte | Max. 6.000 inkl. Leerzeichen | Max. 15 Gedichte, Prosa max. 20 Seiten |
| Form | Gedichte nur einzeln einschicken! | aussagekräftiger Titel (nicht FutureJobs!); gängiges Textformat (.doc, .docx, .rtf, .odt) und möglichst kein pdf | Beiträge mit Name und Adresse; Einsendung mit Kennwort: Liebe |
| Preis | 30 Buchpreise, drei Preise zu je 150€, Gesamtsieger erhält noch mal 200€ | Sachpreise | Buch- und Sachpreise; Veröffentlichung im geplanten Buch |
| Teilnehmer | | Jugendliche und junge Erwachsene (12-26 Jahre) | |
| Veranstalter | Lyrikmond | Wissenschaftsjahr 2018 – Arbeitswelten der Zukunft | |
| einsenden an | www.lyrikmond.de/wettbewerb-2018.php | per E-Mail an redaktion@lizzynet.de | literatur@literaturpodium.de |
| nähere Informationen | www.lyrikmond.de/wettbewerb-2018.php | www.lizzynet.de/wws/schreibwettbewerb-futurejobs.php | www.literaturpodium.de |